

Schuld und Erlösung in Traugott Teutschs Erzählung „Der Wortmann“

Marius-Daniel STROIA

Lekt. Dr., Lucian Blaga-Universität Hermannstadt/Sibiu;

E-Mail: marius.stroia@ulbsibiu.ro

Abstract: In his tale „Der Wortmann“, the Transylvanian-German author Traugott Teutsch tells the story of Peter Emerich, an influent man in his community, who is keen on getting rich and climbing up the social ladder, while preserving the image of an honest person. The article follows through different stages the evolution of his mindset up to the point where he repents of his past actions, tries to make amends for some of his mistakes and decides to lead an unselfish life of faithful service to the community. Guilt, repentance and redemption are some of the main topics followed in this article, which constituted also some of the founding stones of the Transylvanian-German collective mentality.

Keywords: Traugott Teutsch, catharsis, guilt, repentance, redemption, Transylvanian-Saxon life

„Der Wortmann“ ist eine sich in Erlenau abspielende Dorfgeschichte des siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellers Traugott Teutsch. Erich Fromm betrachtet diese Erzählung als „wohl eine der glücklichsten“ des Autors, „die aus dem Dorfleben nicht wegzudenken“ ist, weil sie „mehr oder weniger Typisches aus diesem Lebensbereich“ gestaltet.¹

Die Hauptgestalt, Petrus Emerlich, ist der Wortmann von Erlenau. Dieser stammt aus einer ehemals wohlhabenden

¹ Fromm, Erich: Nachwort in: Teutsch, Traugott: zu *Das Volk hat gerichtet – vier Erzählungen*, Dacia Verlag, Cluj-Napoca, 1978, S. 194.

Familie, die infolge eines Gerichtsverfahrens heruntergekommen ist, und es begründet seinen Ehrgeiz mit der Absicht, den Namen seines Geschlechts wieder zu Ehren zu bringen. Durch den Verlust des Familienvermögens und den dadurch verursachten Tod des „gewaltigen Richters“ – Petrus Emerlichs Vater – hat der von Armut niedergedrückte Sohn, eine schwierige Kindheit gehabt, von der er sich mit eigenen Kräften sowohl materiell als auch sozial hinaufarbeiten musste:

Als aber mein Vater ... bis auf dieses Haus und wenige Äcker alles verlor, da erblich auch der Glanz seines Namens. ... Das waren traurige Jahre, die ich mit meiner Mutter in Entbehrung und Not und harter Arbeit in diesem Hause verbrachte. Erst so reich und angesehen, und nun so arm und verachtet – wie schämten wir uns vor den Leuten!²

Seit dem traumatischen Kindheitserlebnis hatte es sich Petrus ausdrücklich vorgenommen, seine Lebensaufgabe daraus zu machen „das Geschlecht der Emerlich wieder auf den Stand seiner alten Ehre emporzubringen“. Auf die Bemerkung seiner Frau, dass ihm das „schon ziemlich gelungen“ sei, entgegnet er, dass es „noch lange nicht“ der Fall war, da sein Vermögen kleiner als das seines Vaters und seine Stellung niedriger als diejenige seines Vaters und Großvaters war.³ Er äußert seine Wertschätzung gegenüber seiner Frau Kathrin, beklagt aber ihre Bescheidenheit und bekundet seine Überzeugung, dass „ein rechter Mann [...] aufwärts und immer aufwärts trachten [muß] und [...] einen stolzen Sinn, ein scharfes Auge und einen starken Willen haben [muß]“⁴.

Dieser Parole treu, ist er stets bemüht, seinen Reichtum zu mehren und dadurch auch seine Stellung zu stärken. Die einzige Hemmung, die ihn einigermaßen zurückhält, ist die Angst, nicht in Bedienung ungerechter Methoden ertappt zu werden.

² Teutsch, Traugott: *Das Volk hat gerichtet – vier Erzählungen*, Dacia Verlag, Cluj-Napoca, 1978.

³ Ebenda.

⁴ Ebenda, S. 64.

Aufgrund seiner Stellung als Wortmann nimmt er Geschenke an, ist aber vorsichtig, keine Versprechungen zu machen oder sich den Leuten gegenüber zu freundlich zu zeigen. Er hält Abstand und meidet klare, direkte Aussagen, die eventuell als Versprechungen gedeutet werden könnten. Andererseits weist er die Leute auch nicht direkt ab, da eine erteilte Absage Menschen in Feinde umwandeln könnte und die Quelle der Geschenke versiegen würde.

Als Peter hört, dass Stoike, der Votav, zusammen mit drei Hirten gekommen war, um ihn zu sprechen, lässt er absichtlich eine gute Weile auf sich warten, um auch dadurch seine Überlegenheit zu behaupten. Nachdem er das Anliegen der Schäfer gehört hat, erwidert er knapp „Das geht nicht!“, um gleich danach diese Absage zu relativieren „Es wird nicht gehen – es wird schwerlich gehen“. Dadurch deutet er an, dass trotzdem die Möglichkeit zu einer positiven Lösung ihres Antrages bestünde, wonach er aber so tut, als ob seinerseits damit das Gespräch beendet wäre: „Habt ihr noch sonst etwas -?“⁵

Nachdem er die Bitten der Schäfer abgewiesen hat, machen diese ihm das indirekte Angebot, selbst eine Schafherde zu haben, um ihn als Mitinteressierten für ihr Anliegen zu gewinnen. Peter tut so, als ob er daran kein Interesse hätte, gibt keine sofortige Antwort, sondern zögert diese hinaus: „Na, es ist schon gut, aber ich kann euch nichts versprechen, kommt ein andermal wieder.“⁶ Durch solche Verzögerungen behauptet er seine Macht und zwingt die Leute, in deren Dienst er hätte stehen sollen, in eine Untertanenposition. Und wenn er letzten Endes das tut, was zu seinem eigenen Vorteil ist, will er es so erscheinen lassen, als ob er ihnen eine besondere Gunst erwiesen hätte und sie ihm dafür Dankbarkeit schulden – wobei er eigentlich nur seine Pflicht getan hatte. Aber die Tatsache, dass die Leute von seinem guten Willen abhängig sind, versteht er in seinem Interesse auszunutzen. Zur gleichen Zeit ist er darauf bedacht,

⁵ Ebenda, S. 68.

⁶ Ebenda.

den Stoike fernzuhalten, und weist geschickt dessen aufdringliche Versuche, zu ihm eine Vertraulichkeitsbeziehung aufzubauen, ab, weil er vermutet, dass dieser anschließend Begünstigungen von ihm fordern würde.

Der Begriff des Wortmanns von Moralität ist darauf beschränkt, sich im Rahmen der Gesetzlichkeit zu bewegen und nichts Verdächtiges zu tun; aber solange alles den Anschein der Gesetzmäßigkeit behält, ist ihm alles recht, auch wenn dadurch die Gerechtigkeit oder die Interessen der Gemeinschaft nicht unbedingt gefördert werden. Seine fraglichen Entscheidungen entschuldigt er mit der Ausrede, dass er nicht das Gegenteil versprochen hätte – woraus er schlussfolgert, dass seine Handlung somit berechtigt ist.

Auch wenn, technisch gesehen, die Rekrutenaushebung legal war, blieb trotzdem das Einfangen junger Männer für das Militär eine hoch fragliche Prozedur. Noch fraglicher ist die Entscheidung des Wortmanns, sich dieses Mittels zu bedienen, um seinen fleißigen, treuen Knecht loszuwerden, da sich zwischen seiner Tochter Martha und diesem eine Liebesbeziehung entfacht hatte. Nicht dass er etwas persönlich gegen Georgs Leistungen hatte, aber mit der Perspektive einer künftigen Eheschließung zwischen den beiden konnte er nicht einverstanden sein, da er grundsätzlich das Heiraten Marthas „unter ihrem Stand“ ausschließt und bereit ist, das um jeden Preis zu verhindern.

Peters Frau, Kathrin, stellt die Stimme der Vernunft dar und versucht, ihn mit Argumenten der Menschlichkeit zur Besinnung zu bringen. Daher stellt sie ihn zur Rede und versucht, ihn mit der Wirklichkeit zu konfrontieren:

‘Und warum soll sie es nicht werden, warum nicht?’ – entgegnete die Mutter des lieblichen Mädchens. ‘Ist denn Georg nicht ein ebenso guter Bürger dieser Gemeinde wie du? Und ist er nicht der beste und tüchtigste unter den Burschen der ganzen Bruderschaft? Das einzige, was du an ihm aussetzen kannst, ist seine Armut.’⁷

⁷ Ebenda, S. 66.

Dazu entgegnet Peter mit dem Argument, dass sie die Leute auslachen würden, wenn er sie seinem Dienstknecht geben würde, wobei sie „den Sohn des vornehmsten Hauses ... den jungen Notarius ... zum Mann hätte haben können“⁸.

Peters Frau bemerkt ganz treffend, dass Georg sich in ihrem Haus in Sicherheit glaubt und ihn unter diesen Bedingungen fangen zu lassen eine Sünde darstellt. Peter bestreitet jede Verantwortung dafür mit den Argumenten, dass er Georg nichts versprochen hat, und verweist Kathrin an die Obrigkeit, die dafür zuständig wäre: „Wenn es Sünde ist, dann klage die höhere Obrigkeit an, auf deren Befehl wir dem Kaiser Soldaten stellen müssen!“⁹ Aber das überzeugt sie auch nicht, sondern sie erwidert, dass es in seiner Macht stünde, einen anderen einstellen zu lassen.

Obwohl Peter den Eindruck hinterlassen möchte, dass er nur eine passive Rolle darin hat, gesteht er dem Stoike, dass er es war, der zusammen mit dem Notar und dem Herrn Hann Georg dazu bestimmt hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt weist er jede Verantwortung für das Geschehene ab und rechtfertigt alles vor seiner Frau und seinem Gewissen mit der Ausrede, dass der Zweck die Mittel entschuldigt und alles für das höhere Gut des Wohlergehens seiner Tochter und seiner Familie ist.

Der grausame Prozess des Einfangens von Burschen für das Militär wird in der Erzählung ausführlich beschrieben, und trotz der Legalität des Verfahrens werden die Zweifel betreffs der Gerechtigkeit des Verfahrens nicht aus dem Raum geschafft – und das nicht nur wegen der Unmenschlichkeit der Vorgehensweise, sondern auch wegen der Willkür mit der die Einzufangenden bestimmt werden:

Die Aushebungen wurden in der Regel ganz insgeheim und zu ungewissen Zeiten veranstaltet. In jeder Stadt – und in jeder Landgemeinde waren es nur zwei oder drei Amtspersonen, die um die

⁸ Ebenda, S. 67.

⁹ Ebenda, S. 66.

bevorstehende Aushebung wußten – nämlich die von der höheren Militärbehörde mit der Aufgabe der Rekrutenstellung betrauten. diese Amtsherrn bestimmten ganz im Stillen und nach eigenem Gutdünken diejenigen unter den jungen Burschen, die hinter der Kriegs- und Friedenstrommel ihre Haut fürs Vaterland einhertragen sollten. Daß dabei der Sohn des Herrn Stadt- oder Dorfhannen usw. ruhig hinter dem Ofen sitzen blieb, war natürlich. Andererseits hatte diese gemütliche Willkür allerdings auch das Gute, daß man Taugenichtse und Lumpe, die der Gemeinde nur zum Ärgernis dawaren, einfach „unter das weiße Röckel“ steckte.¹⁰

Auch wenn, „rein technisch“ betrachtet, Georgs Einfangen nach den üblichen Gepflogenheiten verlief und man eine gute Ausrede dafür hatte, da man die ganze Verantwortung dem Kaiser und seiner Verwaltung zuschob, waren sich sowohl Katharina als auch ihr Mann bewusst, dass sie Georgs Abführung hätten verhindern können und es nicht getan hatten. Daher versuchten beide, jeder auf seiner Art, die Konfrontation mit der betreffenden Wirklichkeit zu meiden:

Der kleine Zug fuhr am Hause des Wortmanns vorüber. In der Tiefe der großen Stube saßen mit verweinten Augen Martha und ihre Mutter. Sie sahen die Abfahrenden wohl, aber sie wagten es nicht, sich am Fenster zu zeigen. Der Hausherr war schon seit vorgestern gar nicht daheim. Er war nach Koppendorf geritten, wo er mit dem bisherigen Pächter des dortigen Gemeindegewirtheuses und mit dem Schenker in Ansehung des zu übernehmenden Arrendes allerlei weit-schweifige und verwickelte Geschäfte ins Reine zu bringen hatte.¹¹

Um sein Gewissen zu beruhigen, geht dann der Wortmann zu Georgs Mutter und versucht sie „mit aufrichtigem Bedauern“ zu trösten, wobei er ihr den doppelten Dienstlohn Georgs auszahlt. Auch danach lässt er ihr „regelmäßige Unterstützungen an Geld und Lebensmitteln zukommen“.

¹⁰ Ebenda, S. 73, 74.

¹¹ Ebenda, S. 78.

Bis zu diesem Zeitpunkt scheint alles planmäßig verlaufen zu sein und auch die Ereignisse der folgenden Monate scheinen die Erfüllung der Absichten Peters zu bestätigen. Es gelingt ihm, seinen Plan durchzusetzen und seine Tochter dem jungen Notar zur Frau zu geben, was zur Festigung seiner eigenen Position und der Stellung der gesamten Familie in der Gemeinschaft beitragen sollte. Überraschenderweise macht Martha bei diesen Plänen mit und lässt sich relativ früh und leicht für den Verlust Georgs trösten. Somit dachte der Wortman, den Spott und das Ausgelachtwerden der Gemeinde vermieden zu haben, die er zu befürchten gehabt hätte, wenn seine Tochter unter ihrem Stand heiratete. Solche Argumente Georgs hatten sowohl Martha als auch ihre Mutter „zur Vernunft“ gebracht und sie zum Mitmachen überzeugt:

Des Wortmanns Hinweis auf das gefürchtete und unerträgliche Lachen war also bei seiner Frau und seiner Tochter nicht ohne Wirkung geblieben. Die Frau war zuerst ... 'vernünftig' geworden ... und da war denn allgemach auch die Tochter wenigstens insofern 'vernünftig' geworden, als sie einsah, daß eine eheliche Verbindung mit dem Dienstknecht ihres Vaters denn doch nicht statthaft gewesen wäre.¹²

Da jetzt alle Hindernisse aus Peters Weg beseitigt waren und er zu diesem Höhepunkt gelangt war, konnte er sich nun ungetrübt seinen ehrgeizigen Plänen widmen und sich auf seinen gesellschaftlichen Aufstieg konzentrieren. Die Bedingungen zur Erfüllung seines Lebenstraumes waren nun geschaffen, und nichts schien dem noch im Wege zu stehen.

Es war aber nicht bloß seine Emsigkeit, die ihn zum lang ersehnten Wohlstand brachte, sondern auch ein kluger Umgang mit den Vorteilen, die ihm seine Stellung als Wortmann verliehen:

Er hatte mit ihnen einen Vertrag abgeschlossen, der sehr zu Gunsten der Tschobane, aber noch mehr auf seinen Vorteil berechnet war. Und er wäre auch nicht sein eigener Freund gewesen, wenn er alle

¹² Ebenda, S. 79.

die kleinen und großen Begünstigungen nicht in Acht genommen hätte, die sich bei diesem Unternehmen ihm darbieten – ihm, der als Vorsteher der Gemeindevertretung die Oberaufsicht über das Wald- und Weide-, Hirten- und Herdewesen führte und der in der Gemeindevertretung so vieles auf diesen Gebieten zu seinem Gunsten lenken und leiten konnte.

Es hätte eine fast vollkommene Erfolgsgeschichte sein können, in der die Hauptgestalt nach beständigen, zielstrebigem Bemühungen das sich Vorgenommene erreicht hatte.

Kurzum: der Wortmann Emerlich war dem Ziel, dessen Erreichung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, im Laufe von acht Jahren nahe gekommen – er war ein reicher Mann geworden. Das alte Familienansehen, das einst durch die Verarmung seines Vaters so sehr gesunken, es hatte sich im Hinblick auf den errungenen großen Besitzstand neuerdings mächtig erhoben.¹³

Es war nur eine leichte Wolke, die die Wonne dieses Bildes überschattete, und es gab leichte Andeutungen, dass sich diese möglicherweise zu einem bedrohlichen Sturm entwickeln konnten.

Auch bei der Tochter, der jungen Notärin dort drüben auf dem Marktzeilchen, stand – wenigstens dem äußeren Anscheine nach – alles gut. Die liebliche Martha, die vor acht Jahren so vernünftig in den Willen ihres Vaters sich ergeben hatte, sie war vernünftig und lebenswürdig geblieben immer und allezeit. ... Und da hatte die junge Frau – nun schon seit Jahren – der Mutter bisweilen etwas insgeheim geklagt. Und wenn die Mutter nachgerade dem Vater entdeckte, was Martha geklagt hatte, dann war der Vater jedesmal ergrimmt aufgefahren, später jedoch war er nachdenklich geworden. Und einigemal hatte er mit dem Herrn Notarius ein sehr ernstes Wort gesprochen. Diese geheime und übrigens nur selten lautwerdende Klage der Tochter war aber auch das einzige Wölkchen am Lebenshimmel der Emerlichschen Familie, das einen Schatten auf das Glück des Hauses warf. Man redete nicht gerne davon und dachte am liebsten gar nicht daran.¹⁴

¹³ Ebenda, S. 84.

¹⁴ Ebenda, S. 85.

Obwohl der Wortmann ab und zu versuchte, dieses Problem zu beheben, konnte er dessen Bedeutung und Ernsthaftigkeit kaum erkennen und widmete sich vorwiegend der Erreichung seines obersten Zieles – die Erwerbung des Richteramtes, das auch sein Großvater und sein Vater innegehabt hatten.

Allerdings scheint ein unerwarteter Vorfall die Fortsetzung seines Aufstiegs zu bedrohen. Als er eines Tages erfährt, dass der Stoike vom Borger Pferde geraubt hat, beginnt er zusammen mit Folje die Verfolgung seines Untergeordneten. Vom schnellen Ritt erhitzt, trinkt er auf einen Zug ein großes Glas Wein, das ihm die Wirtin angeboten hat, und spürt sofort einen Frostschauder, da der Trunk zu kalt gewesen war.

Auf dem Rückweg fühlt er sich unwohl und auch in einer schlechten Gemütsverfassung, in der er von schlimmen Vermutungen und Befürchtungen geplagt ist. Als er einen Reiter entgegenkommen sieht, erkennt er darin sein eigenes gespenstisches Bild und bei dem Gedanken der möglichen Bedeutung dieser Erscheinung wird er vom Schauer überlaufen.

Die Erkrankung nach dem eiligen Ritt als Folge des kalten Trunks, verbunden mit der Erinnerung an die Vision, die er unterwegs hatte, lässt ihn Böses ahnen, und er beginnt um sein Leben zu fürchten, was er auch gegenüber seiner Frau zugibt: „Man sagt, wenn einer sich selber sieht, dann lebt er nicht mehr lange.“ Auch wenn seine Frau behauptet, von solchem schlechten Omen nichts zu halten, glaubt sie insgeheim trotzdem daran und befürchtet den baldigen Tod ihres Mannes.

Der Wortmann betrachtete die gespenstische Erscheinung auf seinem Rückweg nicht als ein Produkt seiner Einbildungskraft, das von lauter Spannung und Aufregung sowie körperlicher und geistiger Erschöpfung hervorgerufen wurde, sondern eher als eine ihm von einer höheren Macht gesandten Vision:

Auch war er im Hinblick auf Religion nichts weniger als ein sogenannter Freigeist; religiös zu sein, war ihm vielmehr ein angeborenes tiefes inneres Bedürfnis, und in diesem Sinne war er sehr geneigt, die

erlebte Erscheinung als eine ihm von der unerforschlichen höheren Macht zugesandte Andeutung seines baldigen Todes anzusehen. Dieser Glaube wurde verstärkt durch die infolge des kalten Trunkes entstandene krankhafte körperliche Empfindung. Denn unwillkürlich brachte seine Betrachtung die beiden verhängnisvollen Begebnisse in eine bedeutsame gegenseitige Beziehung. Die Vision sagte: du wirst bald sterben, du trägst ja infolge des kalten Trunks den Todeskeim in dir! Und das unheimlich nagende Gefühl im Rücken bestätigte die Richtigkeit der Vorbedeutung, die der Vision innewohnte.¹⁵

Infolge des durch einen Unfall verursachten Todes des amtierenden Richters wird Petrus Emerlich zum neuen Richter der Ortschaft gewählt – was seinen größten Traum in Erfüllung bringt und die Krönung seiner Lebenserrungenschaften darstellt. Das bedeutet für ihn nicht bloß Macht, sondern auch die Ehre und das Ansehen, das er sich schon immer erwünscht hat: „Aber er hatte das Ziel, dessen Erreichung ihm als Lebensaufgabe vorschwebte, nun doch ganz und vollständig errungen.“¹⁶

Dieser Tag stellte für Petrus den Höhepunkt seines Daseins dar, wozu auch die Würdigungsansprachen verschiedener Amtsträger, wie die des neuen Wortmannes oder des Pfarrers, beigetragen haben möchten. Darin wurden sowohl die Fortsetzung der Familientradition als auch die vielen Errungenschaften und Tugenden des neu erwählten Richters hervorgehoben und gepriesen.

Aber auch dieser fast vollkommene Tag bleibt nicht total überschattet. Marthas Ehemann genießt die gesellige Gelegenheit und trinkt übermäßig, was sich allerdings nicht als einmalige Abschweifung, sondern als chronische Leidenschaft erweist:

...und da hatte sich eine dem jungen Manne von Natur innewohnende Neigung für den Wein ganz unvermerkt – ach, ganz erschreckend entwickelt. Der Ehgemahl der lieblichen Martha war ein unverbeserlicher Trinker geworden!

¹⁵ Ebenda, S. 96.

¹⁶ Ebenda, S. 103.

Das war es ja, was die Tochter bisweilen – schon seit Jahren – der Mutter klagte; das war es ja, worüber der Vater, wenn ihm die Mutter Mitteilungen machte, in Entrüstung auffuhr; das war es ja, wovon man nicht gerne redete!¹⁷

Als Martha sieht, dass ihr Mann mit dem Trinken nicht aufhören möchte, versucht sie mehrmals vergebens, ihn mit nach Hause zu nehmen, und befürchtet, dass er ausgerechnet an dem Tag ihrem Vater Schande machen würde.

Der Brand, der sich entfachte, setzte alle Anwesenden in Bewegung und die meisten versuchten, Tiere und Güter zu retten, um somit den Schaden zu begrenzen. Allein der Notarius rührte sich nicht vom Fleck, sondern trank weiter, ohne sich um die Gefahr zu kümmern, bis er betrunken einschlief. Es bedurfte des Eingriffs seiner Frau, ihn aus dem Haus herauszuholen und nach Hause zu schicken. Im Gegensatz zu ihm steht der gerade vom Militär zurückgekehrte Georg, der in der Krisensituation mutig eingriff und zur Festnahme des Brandstifters wesentlich beitrug.

Obwohl der angerichtete Brandschaden beträchtlich war, betraf er nur einen relativ geringen Teil des Gesamtvermögens Emerlichs. Somit konnte sich dieser von dem Schlag erholen und sein Leben weiterführen, ohne auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Trotzdem scheint der frisch ernannte Richter einen viel größeren, innerlichen Schaden erlitten zu haben:

Aber wie sah es im Innern Emerlichs aus? Angesichts dieser Frage erschien der Verlust an zeitlichem Gut völlig unbedeutend. Denn der Brand mit einigen ihn begleitenden Umständen und einem besonderen Bebenereignis hatte auf den Mann in mehrfacher Hinsicht einen erschütternden Eindruck gemacht und in seinem seelischen Leben tiefgehende Nachwirkungen verursacht.¹⁸

¹⁷ Ebenda, S. 109.

¹⁸ Ebenda, S. 121.

Es war nicht bloß die Tatsache, dass der Notarius im Brand umkam, sondern dessen ganzes mehr als fragliches Verhalten, das die Familie in Empörung versetzte:

Das Ereignis war in der Tat mehr als erschütternd – es war grauenhaft. Wochenlang lag es wie schwerer Alpdruck auf den Gemütern der Familienangehörigen. Aber allmählich ging bei der Mutter und bei den Brüdern Marthas, ja auch bei dieser selbst die Erschütterung in rückhaltlose nüchterne Betrachtung über. Hatte der Sklave seines Lasters nicht einmal an diesem Ehrentage des Hauses die sittliche Kraft besessen, Würde und Anstand zu bewahren? War es, gelinde gesagt, nicht ein Frevel, daß er die Mahnung der liebenswürdigen, langmütigen, besorgten Gattin mit schnödem Witz von sich wies? Und erschien es nicht als die natürliche Konsequenz seiner häßlichen Genußgier, daß ihn das Laster, dem er fröhnte, dem Untergang zuführte?¹⁹

Während die anderen aber den Notarius frei anschuldigen und für verantwortlich halten konnten, hatte Peter eine andere Perspektive dazu, weil er es war, der Marthas Vermählung mit dem Notarius geplant und organisiert hatte. Somit war er irgendwie an dem ganzen Geschehen wenigstens mitschuldig, wenn nicht sogar der Hauptverantwortliche dafür.

Ja, um den Trunkenbold verstummte die Klage bald! – Nicht so einfach gestaltete sich die Betrachtung beim Familienoberhaupt, beim Vater Marthas. ... Und nun mußte er zu sich selbst sagen: Sieh da, die Leute haben oft genug über unseren Eidam gelacht, wenn er sich im Trunk zu ihrem Gespött machte, nun aber, da es ein Ende mit dem Schrecken nahm, sind sie entsetzt und beklagen uns, daß uns solch ein Eidam beschieden war. Welch eine furchtbare Ironie des Schicksals lag in diesem Bekenntnis! Ja, er hatte einst durch jenes schneidende Machtwort die Tochter „zur Vernunft“ gebracht, daß sie dem gewaltsam fortgeschafften Burschen in ihrem Herzen entsagte und ihre Hand dem jungen Beamten reichte, der es verstand, sich bei ihr und bei der Mutter angenehm zu machen: lag im zweifachen Geschehnis dieser Tatsache nicht auch Ursache zur Selbstanklage?²⁰

¹⁹ Ebenda, S. 123.

²⁰ Ebenda.

Während Peter früher in seinen Entscheidungen selbstsicher wirkte und keine Hinterfragung dieser zuließ, sondern für alles eine Begründung parat hatte, hatten ihn die jüngsten Ereignisse zu dem Punkt gebracht, wo er sich über sein Handeln wenigstens Fragen stellte und somit erste Zeichen der Fähigkeit zur Selbstprüfung bzw. Selbstkritik aufwies – was immerhin ein großer Schritt in die gute Richtung darstellte.

Und doch, war jener doppelte Gewaltakt, die Fortschaffung des Burschen und der Machtspruch gegenüber der Frau und der Tochter ein Unrecht gewesen? War es nicht vollkommen gerechtfertigt, daß er seine Tochter dem familien- und besitzlos dastehenden, unfertigen Jüngling versagte, der eben nichts war als ein Dienstknecht, und der als Marthas Ehemann doch nur eine für ihn selbst und für die Frau demütigende, weil von der Großmut oder Gnade der Schwiegereltern völlig abhängige Stellung eingenommen haben würde? War es ein Unrecht, daß er, um jede Möglichkeit einer ärgerlichen Weiterentwicklung des unstatthaften Verhältnisses rasch und gründlich zu beseitigen, den Burschen auf die Liste der zu stellenden sieben Rekruten setzte?²¹

Trotz der offensichtlichen Konsequenzen seiner Entscheidungen findet er in dieser Phase der Selbstprüfung immer noch Entschuldigungen und Ausreden, um seine persönliche Verantwortlichkeit für das Geschehene abzuweisen:

Emerlich hatte also damals keine Ahnung, daß er einen Menschen zu seinem Eidam machte, der seiner Tochter Unglück und seinem Hause Unehre bereiten werde; er hatte vielmehr dies und alles übrige, was damit zusammenhing, im besten Glauben getan, daß er die Wohlfahrt der Tochter beförderte und auch an dem Dienstknecht kein Unrecht begehe. Hatte er deshalb Grund sich anzuklagen, sich mit Vorwürfen zu peinigen? Eigentlich nicht! Denn es war ja das Schicksal, das Verhängnis, das hier mit seinem dunklen Walten in das menschliche Tun und Trachten hereingriff. Fühlte er sich aber gleichwohl mit einer gewissen Schuld belastet, so bestand diese darin, daß er durch

²¹ Ebenda.

sein Tun und Handeln, ohne es zu wissen und zu wollen, das Verhängnis herbeigerufen hatte.²²

Auch wenn von Natur her nicht abergläubisch, konnte es Emerlich nicht unterlassen, sich Fragen zu stellen, ob vielleicht das Geschehene nicht ein Zeichen sei, dass die Gottheit mit seinem Vorgehen nicht in allem einverstanden war und ihn auf diese Weise bezüglich seines Lebensendes warnen wollte. Es mag wohl kein Zufall gewesen sein, dass das Unglück ausgerechnet am festlichen Abend seines Richtermahls über ihn gekommen war.

Trotz der Tatsache, dass das „unheimlich nagende Gefühl im Rücken“ nicht mehr da ist, wird er von seelischen Angelegenheiten geplagt. Er fürchtet den Tod nicht, sondern sieht „dem Tage mit frommer Ergebung entgegen“. Nicht unbedingt der Beweggründe seines Handels bewusst, entscheidet er aus innerem Trieb, etwa den zehnten Teil seines Vermögens der Gemeinde zu stiften – was vielleicht auch eine Wiedergutmachung verschiedener Misshandlungen seiner Amtszeit als Wortmann darstellen könnte oder einen Versuch der Befriedigung eines schuldigen Gewissens diesbezüglich.

Nach einer weiteren Erkältung beginnt er sich schlecht zu fühlen und alles, wonach er früher so innig strebte - die ganze Wirtschaft, samt Arrend und Kellerwirtschaft, - wird ihm jetzt lästig. Angesichts seines gesundheitlichen Zustandes und der möglichen Aussicht, dass seine Erkrankung tödlich sein könnte, will er sich „mit Gott und der Welt“ versöhnen. Emerlich gesteht dem Pfarrer die Art und Weise, wie er seine Geschäfte geführt hatte, und der letztere fasst es in Aufrichtigkeit folgendermaßen zusammen: „Wenn ich das alles überblicke, so muß ich sagen: Euer Tun war das Tun eines klugen Geschäftsmannes – zum Vorteil der Gemeinde war es nicht“²³, worauf Emerlich zugibt, dass ihn ausgerechnet das bedrückt.

²² Ebenda, S. 124.

²³ Ebenda, S. 129.

Obwohl er vorsichtig und klug genug war, um die Geschäfte „im Wege der behördlichen Verhandlungen und Beschlüsse“ abzuwickeln, erwies sich seine Geschäftsführung mehr zu seinem persönlichen Vorteil als zu dem der Gemeinde. Es bedurfte einer existentiellen Krise und der Konfrontierung mit der Perspektive des Sterbens, um ihm seine Vorgehensweise im wahren Lichte zu zeigen und ihm deren Schuldhaftigkeit klarzumachen:

Ja, es ging alles in der bekannten unanfechtbaren besten Ordnung – das heißt, die Gönner und Freunde wußten es, zu machen, es ist ja ein offenkundiges Geheimnis wie man dergleichen macht; auch blickt der Mensch, solange er sich bei guten Kräften fühlt, über derartige Machenschaften ohne sonderliche Skrupel hinweg und beruhigt sich mit dem Trostwort: die Gemeinde hat ja des Einkommens genug; wenn es aber zum Sterben kommt, dann sieht man die Dinge mit anderen Augen an!²⁴

Emerlichs Befürchtung zeugt von seiner Überzeugung, dass der Mensch letzten Endes von einer höheren Instanz gerichtet werden wird, die nicht nur die sichtbaren Taten, sondern auch deren Beweggründe in Betracht zieht und mit allen Hintergründen vertraut ist. Auch wenn er vor den menschlichen Augen als unschuldig galt, war ihm bewusst, dass seine Entscheidungen nicht immer das Wohl der Gemeinde – in deren Dienst er sich befand – an die erste Stelle gesetzt hatten. Stattdessen hatte er nicht gezögert, die Geschäfte der Gemeinde auch zu deren Nachteil zu führen, wenn er dadurch selbst einen Nutzen davontragen konnte.

Jetzt, wo die Gottheit ihm anscheinend etliche Botschaften schickte und er in Erwartung der Konfrontierung mit dem Jüngsten Gericht lebte, war er eher um sein ewiges Schicksal besorgt als um seine materiellen Errungenschaften. Das führte zu einer absoluten Ehrlichkeit seiner Vergangenheit gegenüber und zur Bereitschaft, seine Missetaten zu bekennen und soweit

²⁴ Ebenda, S. 129, 130.

es ging, auch richtig zu stellen. So wollte er testamentarisch, durch etliche Vermächtnisse, den von ihm an der Gemeinde indirekt angerichtete Schaden wiedergutmachen. Der Pfarrer schätzte sein Streben und lobte sein „lebendiges Empfinden für Recht und Unrecht, für Gewissensreinheit“ „wo tausend andere stumpfen und kalten Sinnes blieben“. Er hebt hervor, dass „der Irrende, der seinen Irrtum aus innerem Antrieb offen einbekennt und durch edelmütiges Handeln gut machen will“ seiner Anteilnahme nähersteht als der gewöhnliche Gerechte.²⁵

In der Aussicht einer möglichst baldigen Konfrontierung mit dem göttlichen Gericht möchte Emerlich auch die zweite Belastung seines Gewissens loswerden. Obwohl er ursprünglich behauptet hatte, dass er für Georgs Einfangen keine Schuld hatte, gibt er jetzt zu, dass ihm jene Begebenheit seit Jahren das Herz beschwerte. Als Georg ihm die Versicherung gibt, dass er keinen Groll mehr gegen ihn hegt, fühlt sich der Richter erleichtert und kann von nun an sogar gerne sterben.

Mit Gott und Menschen versöhnt, erklärt er sich nun bereit, das heilige Mahl des Herrn zu empfangen. Diesmal fließt der Wein „als ein lebensspendendes Labsal“ über seine Lippen und, wie durch ein Wunder, spürt er am nächsten Morgen nach einem sanften Schlaf, „daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sei“, da in seinem „leiblichen und seelischen Wesen ein verheißungsvolles neues Lebensgefühl“ erwachte. Als er dem Arzt erzählt, dass er den Wein im heiligen Abendmahl erreicht bekommen hatte, bemerkt dieser, dass er noch einen Fall kannte, bei dem die Besserung nach der Teilnahme am Abendmahl eingetreten war.

So gesteht Emerlich, dass er in der vergangenen Nacht einen Traum geträumt hatte, indem ihm „noch viele Lebenstage“ verheißen worden waren. Die Figur des Großvaters sei ihm im Traum erschienen und habe ihn aufgefordert, alles wieder aufzubauen, was das Feuer verzehrt hatte. Er erklärt ihm, dass das

²⁵ Ebenda, S. 130.

Feuer nur eine Mahnung war, damit er sein Herz von dem „allzugierigen Trachten nach dem Mammon“ läutere. Derselbe Traum hat auch das Gespenst unschädlich gemacht, das ihn schon ein halbes Jahr in seiner Einbildung verfolgt hatte.

Die Befreiung der Seele von der Last der Schuld durch Geständnis und Wiedergutmachung wirkte Wunder an Emerlichs Leib und Seele. Aus dieser Erfahrung trat er „innerlich veredelt und beseelt von neuem wirkens- und schaffensfreudigem Lebensmut“ hervor, um einen neuen, und moralisch besseren Lebensabschnitt zu beginnen. In der ihm übriggebliebenen Zeit hat er sich auf das Wesentliche konzentriert und unter Absehung von jeglichen materiellen Vorteilen sein Richteramt klug und gerecht ausgeübt.

Dafür erhielt er den Segen eines langen, erfolgreichen Lebens inmitten seiner geliebten Familie und blieb in Erinnerung seiner Nachkommenschaft als ein ehrwürdiger Mensch, der „mit seinem ganzen Hause der Gemeinde in allen Stücken als ein Muster und Vorbild“ hätte dienen können.²⁶

Die Läuterung ist im Sinne eines allmählichen Heranreifens vom Guten zum Besseren zu verstehen. Wenn Emerlich sich in frühen Jahren durch die „Macht des Wollens und des Vollbringens, aber auch (durch) ungewöhnliche Weisheit und Klugheit“ kennzeichnet, diese wesentlichen Züge jedoch mehr persönlichen Zwecken dienen, so kommen diese Eigenschaften erst durch seine Läuterung zu einer höheren Geltung. Der Mann und sein Wirken werden in einen großen Sinnbezug hineingestellt, der vom selbstlosen Wirken für die Dorfgemeinschaft gegeben wird.²⁷

Traugott Teutschs Erzählung spiegelt nicht nur die Lebensweise der Siebenbürger Sachsen im dörflichen Milieu wider, sondern auch ihre Lebensauffassung und die grundsätzlichen moralischen Werte ihrer Gemeinschaft, die auf eine tiefverwurzelte

²⁶ Ebenda, S. 137.

²⁷ Fromm, Erich: Nachwort in: Teutsch, Traugott: zu *Das Volk hat gerichtet – vier Erzählungen*, Dacia Verlag, Cluj-Napoca, 1978, S. 195.

christliche Tradition gründen. Dabei geht es nicht bloß um die äußere Korrektheit des Verhaltens, sondern vielmehr um die innere Aufrichtigkeit der Beweggründe und Absichten. Ehrgeiz, Fleiß und Zielstrebigkeit werden als Tugenden angesehen und dargestellt, aber diese dürfen den Menschen nicht vom wahren Lebensziel ablenken.

Angesichts seines möglichen Todes ändert sich Peters Perspektive über seine Vorgehensweise, und er weist die Bereitschaft auf, die Schuldhaftigkeit mancher seiner Handlungen anzuerkennen, die er früher vehement verteidigt hatte. In einem Moment der totalen Ehrlichkeit gibt er zu, dass ihn sein Gewissen all die Jahre dafür geplagt hatte, obwohl er öffentlich die moralische Fragwürdigkeit seiner Methoden nicht zugegeben hatte.

Der Pfarrer, als Vertreter der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit, zeigt Akzeptanz gegenüber dem menschlichen Fehlhandeln Peters, bleibt ihm nahe und versucht, ihn freundlich zu einer positiven Lebensänderung zu ermutigen. Er steht ihm verständnisvoll bei, freut sich über seine reumütige Bereitschaft, seine Fehler einzusehen, und über seinen Willen, diese zu berichtigen.

Die Erzählung ist der Ausdruck des Glaubens an das Besserungsvermögen des Menschen, der trotz seiner Fehlerhaftigkeit die Fähigkeit zur Besinnung und Änderung zum Guten besitzt – der auch für die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft charakteristisch war. Auch wenn der Mensch nicht immer das Richtige getan hat und seine Unzulänglichkeiten nicht sofort erkennt, gibt es trotzdem Hoffnung, da die göttliche Vorsehung durch verschiedene existentielle Begebenheiten eingreift und ihm den richtigen Weg weist. Wer dieser Stimme folgt und sich nicht widersetzt, kann und wird gerettet werden.

So wird der erkrankende und möglicherweise zum Tod führende kalte Trunk durch den heilenden Wein des Abendmahls ersetzt, der „als ein lebenspendendes Labsal über die Lippen

des Kranken floß²⁸ und „geradezu Wunder“²⁹ an Leib und Seele wirkte.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Teutsch, Traugott: *Das Volk hat gerichtet – vier Erzählungen*. Dacia Verlag, Cluj-Napoca 1978.

Sekundärliteratur

Fromm, Walter: *Die Kalendererzählungen Traugott Teutschs*, in: *Forschungen zur Volks- und Landeskunde*, Bd. 17, 1974/2.

Klein, Karl Kurt: *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland*. Leipzig 1939.

Wittstock, Joachim; Sienerth, Stefan (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens*. Band 1. Südostdeutsches Kulturwerk, München 1997.

Wittstock, Joachim; Sienerth, Stefan (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens*. Band 2. Südostdeutsches Kulturwerk, München 1999.

²⁸ Ebenda, S. 134.

²⁹ Ebenda, S. 135.